

Apfelblüte

Von Philipp Glockemann

Es war April. Das Wetter war ungewöhnlich gut gewesen für diesen Monat. Waren die Nächte noch kalt und die Wiese vor dem kleinen Haus am Morgen noch mit Raureif überzogen, so waren die Tage bereits angenehm warm und eine erfrischende Abwechslung zu den regnerischen und grauen Wintertagen. Der Himmel strahlte auch an diesem Morgen wolkenlos und in einem kräftigen Blau. Alfred stand wie gewöhnlich mit seiner morgendlichen Tasse Kaffee auf seiner Holzveranda. Er nahm einen Schluck von der kräftigen, beinahe schwarzen Flüssigkeit. Der Kaffee war heiß und schmeckte nach Teerpappe. Natürlich konnte niemand behaupten der sogenannte Kaffee würde auch nur annähernd verzehrbar sein. Doch die alte, vom Kaffee ganz verölte und stark eingebrannte Filterkaffeemaschine, tat nun auch nach über zwanzig Jahren noch immer ihren Dienst. Sie machte schlicht und ergreifend Kaffee. Wieso also wegschmeißen? Tat sie doch genau das, wofür sie gedacht war, erfüllte sie doch einfach nur ihren Daseinszweck. Alfred runzelte die Stirn. Unweigerlich musste er an seine Jugend denken, an seine erste Tasse Kaffee, die er mit seiner Tante heimlich, ohne Wissen der Mutter, an einem milden Frühjahrstag mit einem kräftigen Schlag frischer süßer Sahne gierig hinuntergeschlungen hatte. In diesem Gedanken aus besseren Zeiten versunken, nahm er einen kräftigen Schluck.

Da war er wieder. Ganz plötzlich. Tief in seiner Brust spürte Alfred diesen reißenden Schmerz. Seine Rippenbögen fühlten sich auf einmal zu groß für seinen Oberkörper an. Der Schmerz wollte sich einen Weg aus seinem Innern hinaus bahnen, begann ihn von innen aufzureißen, versuchte sich nach draußen zu kämpfen. Wie ein Tier, welches in seinem Innersten hauste, dort gedieh und sich an ihm und seiner schwindenden Lebenskraft labte. Doch auch diesmal ohne Erfolg. Alfred krümmte sich und war gezwungen in die Hocke zu gehen. Ein röchelndes, schmerzerfülltes Husten stieß aus seiner vom Krebs zerfressenen Lunge hervor. Er musste Blut

spucken. Die zähe dunkelrote Masse landete zwischen seinen Füßen vor ihm auf dem hölzernen Verandaboden.

Nach ein paar kräftezehrenden Minuten hatte sich der Anfall schließlich wieder gelegt. Noch immer schwach, versuchte Alfred sich an den Türrahmen gestützt wieder aufzurichten. Die Tasse Kaffee war ihm aus der Hand geglitten und auf den Dielen der Veranda zerschellt. Ihr Inhalt war überall hin gespritzt, und hatte einen großen braunen Fleck auf Alfreds rechtem Schuh hinterlassen. Die Flüssigkeit rann durch die schmalen Rillen in der Holzmaserung. Gierig saugten die trockenen Planken an den Stellen, wo der Lack schon abgeplatzt war, die Feuchtigkeit auf. Im Zentrum des Flecks auf seinem Schuh, konnte Alfred einen kleinen roten Punkt erkennen, der langsam in die rauen Fasern seiner groben Haushaltslatschen einzutrocknen begann.

Mitternachtscafé

Die Diagnose war erst vor wenigen Wochen gestellt worden. Alfred wurde mit einem plötzlichen Anfall von Luftnot ins Krankenhaus eingeliefert. Die Ärzte hatten ihn reanimieren und seine kollabierte Lunge behandeln müssen. Nach weiteren Untersuchungen hatte man auf den MRT-Bildern den schwarzen Fleck in seinem rechten und die vielen weiteren Flecke in seinem linken Lungenflügel entdeckt. Die Einschätzung der behandelnden Ärzte war einstimmig ergangen. Sie gaben ihm, wenn es gut lief, noch drei Monate. Doch das war ungewiss. Allein gewiss war nur, dass sie nichts mehr für ihn tun könnten. Sie würden ihm Beratungs- und Betreuungsstellen empfehlen und schmerzlindernde Medikationen verschreiben. Sie fragten ihn, ob er Verwandte hätte, die ihn abholen und in der kommenden Zeit und auf seinem nun anstehenden Weg der Akzeptanz und des aufwartenden Endes bei ihm sein würden. Doch Alfred hatte nur den Kopf geschüttelt und die Hilfsangebote dankend abgelehnt. Er war nach Hause zurückgekehrt und hatte sich mit einer frischen Tasse Kaffee auf die Veranda begeben.

Fast eine Woche hatte er sich kaum gerührt, hatte die Tage in seinem Schaukelstuhl auf der Veranda sitzend vorbeiziehen lassen. Die Nächte verbrachte er wie in Trance am Küchentisch sitzend. Ohne jede Regung. Er war abgetaucht in einem weit entfernten Winkel seines Ichs, hatte seine Gedanken die Kontrolle übernehmen und sich von ihnen in seine Vergangenheit tragen lassen. Wie ein reißen Strudel war er durch Erlebnisse getaumelt, waren Begegnungen und Beziehungen an ihm vorbeigeflogen. Wie im Rausch war er von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr geglitten, ehe sich sein Geist in seinem Körper, auf der Veranda jäh wiedergefunden hatte.

Alfred hatte sich damit abgefunden, dass ihm nur noch wenig Zeit auf dieser Erde blieb. Für sich selbst empfand er dies kaum als Verlust – war sein Leben ohnehin geprägt von Schmerz und Verbitterung. Zwar war er kein gläubiger Mensch, doch war er sich sicher, dass eine höhere Instanz über die Geschicke der Welt richtete. Es war wohl seine gerechte Strafe, für sein ganz persönliches Sakrileg. Auch für den Rest der Welt – so war er sich absolut sicher – wäre sein nahendes Ableben daher kein Verlust.

Nachdem er sich von dem Hustenanfall etwas erholt hatte, ließ er noch einmal seinen Blick über die Veranda und die Felder jenseits der Grundstücksgrenzen schweifen, ehe er die beginnende Müdigkeit abschüttelte und sich ins Haus und an seinen Küchentisch verzog. Sein Gefühl schien ihn nicht zu täuschen. Der Tod stand bereits auf den Stufen zu seiner Veranda, kam immer näher mit jedem Atemzug und reckte bereits seine unersättlichen Fingern nach ihm. Bald, vielleicht schon morgen, könnte er ihn zu fassen bekommen. Wenn er also noch ein einziges Mal in seinem Leben das Richtige tun wollte, so müsste es jetzt passieren. Andernfalls wäre es zu spät und die Chance unwiederbringlich ungenutzt vergangen.

Er nahm Stift und mehrere Bögen dicken, leicht vergilbten Briefpapiers zur Hand, rückte seinen Stuhl zurecht. Ein kurzer Blick noch auf den Füllstand der gläsernen Kaffeekanne auf der integrierten Heizplatte, dann setzte er den Stift aufs Papier und begann seine Geschichte zu erzählen die ihn hier her, zu diesem Moment geführt und sein Leben für mehr als vierzig Jahre bestimmt hatte.

»Ilena,

ich hoffe diese Seiten erreichen dich, sobald ich nicht mehr bin. Sie sollen dir nach meinem Ableben die innere Ruhe schenken, die ich dir – wohl aus Feigheit – dein ganzes Leben lang versagt habe. Und auch jetzt noch besitze ich nicht den Mut dir gegenüber zu treten und dir diese zerstörerische Wahrheit aus früherer Zeit zu gestehen, die dein und mein Leben auf so schicksalhafte und dir bisher vollkommen unbekannt Weise verknüpft hat. Ich bitte dich nicht um Verzeihung, auch nicht um Verständnis oder Mitleid. Ich habe mein Leben selbst in diese Bahnen gelenkt, habe mich in Selbstmitleid und Alkohol ertränkt und habe nie den Schneid besessen mich meinen eigenen Dämonen zu stellen und Licht ins Dunkel zu bringen. Nimm dies vielmehr als feigen Versuch eines sterbenden alten Mannes wenigstens einmal in seinem Leben das Richtige zu tun. So egoistisch das Motiv auch sein mag.

Ich selbst werde in der Ungewissheit diese Welt verlassen, ob du diese Zeilen hier überhaupt lesen oder ob du sie ohne den Umschlag zu öffnen direkt dem Feuer übergeben wirst. Doch solltest du sie tatsächlich lesen, so bitte ich dich, sie vollständig zu lesen, damit du das gesamte Ausmaß dessen erkennen kannst, was ich dir hier und jetzt eröffnen werde:

Es war ein ähnlich freundlicher April wie wir ihn gerade haben; damals vor gut vierzig Jahren. Die Apfelbäume blühten in voller Pracht und waren durchzogen von dem harmonischen Summen wilder Bienen. Ich selbst war noch jung, gerade zwanzig und mehr mit mir selbst als mit dem Ernst

des Lebens beschäftigt. Die High School lag gerade hinter mir und ich hatte meinen Eltern versprochen, erst dann aufs College zu gehen, sobald die Maierrnte eingeholt und der Wildwuchs auf den Feldern zu Anfang des Sommers gebändigt worden wäre. Somit gab es eine lange Zeit für mich – bis auf einige wenige und kleine Arbeiten die am Haus oder an den Gerätschaften zu erledigen waren – nicht viel zu tun. Die ersten warmen Tage des Jahres verbrachte ich daher von früh morgens bis spät in die Abende hinein mit den anderen Jungs aus unserer kleinen Stadt. Mike Evans, Sohn des Rektors und ein kleiner Rebell, zumindest solange keine Erwachsenen anwesend waren; James Lewis, der Überflieger, der nicht nur Schulsprecher und Jahrgangsbester war, sondern bereits ein Stipendium für aufstrebende Talente an einer renommierten Universität erhalten hatte und nur zum Vergnügen kleine Artikel in der lokalen Tageszeitung veröffentlichte, die er uns mit viel Pathos jedes Mal vorzulesen pflegte, bis wir ihm androhten ihm mit der Zeitung das Maul zu stopfen, würde er nicht sofort damit aufhören; Taylor Williams, dessen Eltern das einzige Lebensmittelgeschäft in der Umgebung führten und darauf bestanden, dass er dieses einmal übernehmen und als Familienunternehmen fortführen sollte; und dann war da noch Zac Cobin, Chef unseres High School Footballteams, Mädchenschwarm und ein grandioses Arschloch zu allen die es seiner Auffassung nach nicht würdig waren zum Kreis seiner Auserwählten zu gehören.

Wir faulenzten auf den Felder in der prallen Sonne, flirteten – dies übernahm in aller Regel Zac – mit der süßen Eisverkäuferin, damit Sie uns manchmal eine Extrakugel mit einem errötenden Zwinkern und nervösem Kichern über die Theke reichte, unterbrachen unser ausgiebiges Sonnenbaden lediglich, um uns am nahegelegenen Bach ein wenig Abkühlung zu verschaffen und verzogen uns sobald das letzte Licht des Tages hinter den Feldern verschwunden war auf Milchshakes und Fritten ins Diner. Wir neckten uns, phantasierten über teure Autos, träumten von unverschämt gutaussehenden Models, die wir nur aus Zeitungen kannten und forderten uns zum Spaß und gegen die Eintönigkeit gegenseitig immer wieder mit kleineren Mutproben heraus. Es war eine unbeschwerte Zeit, zum letzten Mal in meinem Leben sollte ich dieses Gefühl der Freiheit empfinden, dieses großartige Gefühl, dass einem alle Welt offensteht und nur darauf wartet, dass man sie erobert.

Jener Tag glich im Grunde allen ihm vorangegangenen Tagen. Wie immer trafen wir uns kurz hinter dem Ortsschild an der Einmündung des Feldweges der hinaus zum Bach führte. Unsere Fahrräder neben uns herschiebend, stimmten wir in den frühen Morgenstunden die ersten Countrysongs an. An jenem Morgen war es bereits so warm, dass wir, statt zunächst auf die Felder entlang des Weges, direkt auf das schattige Ufer des Baches zusteuerten. Die Vegetation entlang des Bachlaufs war dicht und tiefgrün, wodurch sie sich deutlich vom staubigen Beige der umliegenden Felder abhob. Den Bach selbst konnte man erst sehen, sobald man den kleinen Trampelpfad durch das Dickicht aus hochgewachsenen Büschen, Sträuchern und Schilf überwunden hatte. Unsere Fahrräder ließen wir wie gewohnt auf einem Haufen am Anfang des Pfades liegen, denn am Ufer selbst war gerade genug Platz, dass wir uns alle nebeneinanderlegen und jeder ein kleines Bisschen der frühlommerlichen Sonne erhaschen konnte.

Die Vormittage verflogen schnell und wir verbrachten sie meist damit, friedlich zu dösen, Rätsel zu lösen oder uns Geschichten zu erzählen, wobei es jedes Mal eine kleine Herausforderung war zu bewerten, ob diese nun frei erfunden oder wahrhaftig geschehen war. James hingegen nutzte die Zeit dazu auf seinem Notizblock mit einem Stummel von Bleistift, den er immer hinter sein rechtes Ohr geklemmt bei sich hatte, erste Entwürfe für seinen neusten Zeitungsbeitrag zu Papier zu bringen. Auch an jenem so schicksalhaften Tag, ging alles seinen gewohnten Gang, deutete nichts auch nur im Geringsten darauf hin, welche dramatische und grauenhafte Wendung dieser Tag für unser aller Leben bedeuten würde.

Die Sonne zog ihren Kreis über den Himmel und ihrem Stand nach zu beurteilen, musste es kurz vor der Mittagsstunde gewesen sein. Es wurden daher bereits erste Pläne geschmiedet, ob man sich schnell aus dem Lebensmittelgeschäft der Williams' eine Kleinigkeit holen oder lieber nach Hause und dort ein eiliges Proviantpaket für den Nachmittag zusammenpacken sollte. Auch ein vorgezogenes Eis wurde vorgeschlagen und schien wohl auf allgemeine Zustimmung zu stoßen. Plötzlich erhob sich Zac und baute sich vor uns anderen auf. In Erwartung einer seiner allgemeinen Ansprachen, die er aus Gewohnheit vom Footballteam her regelmäßig hielt, schenken wir anderen dem Ganzen zunächst keine wirkliche Beachtung. Zac schien dies zu bemerken und wurde richtig

wütend. Er zeigte mit einem Finger auf uns, hob die Arme und senkte sie wieder nur um sie erneut zu heben und dann erneut auf uns zu zeigen. Seiner Meinung nach würden wir alle hier miteinander versauern. Immer derselbe Tag, immer dasselbe Eis, immer derselbe gottverdammte Laden und immer wieder die absolut beschissen schmeckenden Milchshakes. Dieser Ort, diese Art würde uns alle klein halten, uns daran hindern Großes zu erleben. Die Welt sei so viel mehr als dieser kleine Fleck hier am Bach. Wir seien armselig, lasch und würden genauso enden wie unsere Eltern – für immer gefangen an einem Ort der Eintönigkeit.

Völlig perplex von der unerwarteten Ansage blieb uns anderen nur der Mund offenen stehen. Zac war wohl fürs Erste fertig mit seiner Ansprache, starrte uns noch eine Weile mit wildem Blick an. Dann packte er sein Kram und murrte nur kurz er müsse mal weg. Er verschwand den Trampelpfad entlang ohne sich noch einmal zu uns umzudrehen. Wir hörten nur noch wie er sein Fahrrad von dem Haufen hob und klackernd damit davonfuhr.

Es war bereits Nachmittag als Zac zu unserem Platz am Bach zurückkehrte. Zu unserer Überraschung war er jedoch nicht alleine. Mit ihm den Feldweg hinauf kam Jessica, die hübsche Eisverkäuferin. Sie war ein Jahrgang unter uns an der High School und verdiente sich nach der Schule immer ein kleines Taschengeld als Bedienung im Diner. Ihr langes braunes Haar hatte sie in einem ordentlichen Pferdeschwanz gebändigt, der ihr keck über die Schulter hing. Sie trug eine geblünte ärmelfreie Bluse und einen Jeansrock, der gerade lang genug war, damit ihre Eltern nicht völlig die Fassung darüber verloren. Ihre weiß blauen Segelschuhe waren vom sandigen Feldweg völlig verstaubt; nur die metallenen Enden der Schnürsenkel funkelten im gleißenden Sonnenlicht hin und wieder auf.

Unsicher schauten wir anderen uns an. Was hatte Zac vor? Bisher war noch nie ein Mädchen mit uns am Bach gewesen. Nie hatten wir eines in unsere Clique aufgenommen, geschweige denn darüber nachgedacht dies zu tun. Neugierig erwarteten wir die beiden Ankömmlinge. Als diese näher gekommen waren, viel mein Blick auf den Ausschnitt von Jessica. Ein kleines goldenes Halskettchen ruhte kurz oberhalb ihres Brustbeins zwischen ihren sich deutlich unter der Haut

abzeichnenden Schlüsselbeinen. Jessica war sehr schlank, dennoch sehr sportlich. Sie engagierte sich im Cheerleader Team unserer High School, vielleicht hatte sie es mittlerweile sogar zu dessen Captain gebracht. Ihre Figur jedenfalls, hatte eine anziehende Wirkung, die ungemein durch ihr warmes Gesicht und ihre kräftigen Lippen und Augenbrauen verstärkt wurde. Ihre stets braungebrannte Haut verlieh ihr einen exotischen Touch, weshalb die ansonsten offenherzige Jessica zugleich von einer geheimnisvollen Aura umgeben schien. Jeder von uns hatte wohl nicht nur einen einzelnen heimlichen Gedanken an ein Date mit ihr im Kopf, doch hatte keiner von uns je den Mut aufgebracht sie danach zu fragen. Am nächsten war ich der ganzen Sache gekommen, als mich einige Sommer zuvor auf Drängen meiner Mutter, die mit ihrer gut befreundet war, beim Streichen des Zauns und der Veranda geholfen hatte. Jessica war damals mit Eistee aus dem Haus gekommen und hatte mir geholfen den Briefkasten vor ihrem Elternhaus zu beizen und neu zu lasieren. War Zac nun also der Erste, der die Chance auf ein Date ergriffen und Jessica spontan eingeladen hatte mit ihm den Tag zu verbringen?

Zac und Jessica hatten uns endlich erreicht. Gespannt auf eine Erklärung schauten wir anderen Zac erwartungsvoll an. Doch Zac ignorierte uns vollkommen, nahm Jessica bei der Hand und geleitete sie durch uns hindurch auf den Trampelpfad zum Ufer. Jessica schenkte uns im Vorbeigehen nur ein schüchternes „Hallo“, ehe sie sich von Zac weiter auf den Trampelpfad führen ließ. Bevor die beiden aus unserem Sichtfeld verschwunden gewesen wären, drehte sich Zac noch einmal um und meinte zu uns, wir sollte nicht zu lange wegbleiben, vielleicht nur so eine Stunde. Und wir sollten Bier mitbringen, Taylor könnte da doch bestimmt was klar machen. Zu verduzt über das soeben Erlebte kamen wir ohne Widerspruch oder Nachfrage den Worten unseres Anführers nach, verzogen uns ins Stadtzentrum und lungerten auf einer Parkbank vor der kleinen Kapelle herum.

Wir schwiegen die ganze Zeit über. Bis es auf der Digitaluhr am gegenüberliegenden Zeitschriftenstand kurz vor der vollen Stunde war, saßen wir einfach nur da und starrte ins Leere. Sonst der Letzte, der zu irgendeinem Vorhaben seine Meinung kundtat, war es James, der das Schweigen brach und daran erinnerte, dass Taylor sich langsam einmal anschicken sollte, das Bier zu organisieren. Taylor wirkte alles andere als begeistert, knetete nervös seine Hände, erhob sich

dann jedoch ohne ein Wort und betrat das rückseitig hinter der Kapelle gelegene Geschäft seiner Eltern über den Personaleingang. Kurze Zeit später war er zurückgekehrt, mit zwei Sechserträgern unter den Armen. Nervös, warf er immer wieder einen kurzen Blick über die Schulter, wohl um sicher zu gehen, dass seine Eltern nichts von seiner heimlichen Ausborge mitbekommen hatten. Sichtlich über das Erreichen der Parkbank erleichtert, forderte er uns auf, uns nun allesamt schleunigst in Bewegung zu setzen und sich auf den Rückweg zum Bachlauf zu machen. Ohne auf uns zu warten, war Taylor weitergeeilt und schon um die nächste Ecke gebogen, ehe wir anderen uns auf unsere Fahrräder geschwungen hatten.

Zurück am Bach – die Nachmittagssonne war gerade im Begriff sich dem Horizont zu nähern und den frühen Abend einzuläuten – warfen wir unsere Fahrräder wie gewohnt auf einen Haufen und stellten uns vor dem Anfang des Trampelfades auf. Unsicher schauten wir uns gegenseitig an. Sollten wir zum Ufer? Was, wenn Zac und Jessica gar nicht mehr da waren? Oder schlimmer, was wenn sie gerade miteinander flirteten oder sich sogar küssten? Sollten wir da nun reinplatzen oder lieber warten oder besser vielleicht ganz verschwinden und den morgigen Bericht von Zac abwarten? Wir entschieden uns, getrieben von unserer Neugierde, schließlich dafür mit möglichst viel Lärm den Pfad zum Bach hinunterzugehen und wie beiläufig auf Zac und Jessica zu stoßen. Tatsächlich ertappten wir die beiden gerade dabei wie sie sich am Ufer des Baches eng ineinander verschlungen – Zac ruhte mit dem Rücken zu uns über Jessica – küssten. Die beiden waren so mit einander beschäftigt, dass sie uns anderen trotz des Lärms den wir veranstaltet hatten nicht zu bemerken schienen, oder dies zumindest vorgaben.

Wie wir da nun so standen – es mögen vielleicht ein paar Minuten vergangen gewesen sein in denen weder wir noch die beiden in irgendeiner Weise einen Versuch unternommen hätten, die Situation aufzulösen – überkam mich bereits ein un gutes Gefühl. Die Situation kam mir, auch wenn ich von Jessicas heimlichem Schwärmen für Zac wusste, doch irgendwie unnatürlich, irgendwie erzwungen vor. Zumal Zac niemals offen positiv über Jessica gesprochen hatte. Als sich Zac endlich von Jessica löste, erhob er sich, wandte sich zu uns um und kam schnellen Schrittes auf uns zu. Sein lockeres Leinenhemd war bereits aufgeknöpft und erlaubte so den Blick auf seinen durchtrainierten Bauch.

Sich wild durch die Haare fahrend, deutete er uns näher zusammen zu rücken. Hektisch begann er uns seinen sogenannten Plan für etwas Spaß zu unterbreiten. Entgeistert blickten wir ihn an. Hatte er das wirklich gerade vorgeschlagen? Sollte das irgendeine Art von schwarzem Humor sein? Wollte er uns gerade hopsnehmen, dafür, dass wir ihn so gelangweilt hatten? Zac deutete unser Schweigen und unser Entsetzen wohl damit, dass wir uns seiner Idee verschlossen hätten. Daraufhin wurde er ungehalten, beschimpfte uns als Schlappschwänze, verfluchte unsere Mütter und schwor uns, uns fallen zu lassen und in der Stadt Gerüchte über uns zu verbreiten. Insbesondere Taylor drohte er damit seinen Eltern von dem Vorfall mit dem Bier zu berichten, was doch wirklich nicht in seinem Interesse sein konnte.

Zacs Wesen hatte sich mit einem Schlag vollkommen verändert. Bis zum heutigen Tage frage ich mich, ob diese Seite seiner Persönlichkeit, dieser Abgrund, schon immer in ihm geschlummert hatte – verborgen hinter einer makellosen Kleinstadtfassade, hinter Vorgarten, Einfahrtstor und Familienportraits auf Grußkarten, hinter Sporttrophäen in der Glasvitrine, hinter Schulsprecherreden und öffentlichen Auftritten mit dem Bürgermeister, Interviews im Lokalteil, Elite-Uni-Bewerbungen und diesem perfekt einstudierten schneeweißen Lächeln – oder ob just in jener Stunde ein Teufel auf Erden gefahren war.

Er wandte sich wieder von uns ab, ging mit seinem charmanten Lächeln zurück zu Jessica. Sie hegte keinerlei Misstrauen, keinerlei Verdacht. War er doch so gut zu ihr gewesen bisher. Vielleicht war sie auch ein bisschen überwältigt von der Tatsache, dass der Schwarm der Schule sich für sie interessierte und sie aus ihrem Alltag von der Eisdielen hierhin an diesen besonderen Ort entführt und ihr seine Zuneigung gestanden hatte. Wie erschrocken ihr Blick war, als Zac sie plötzlich unsanft am Arm ergriff, wie er sie zu Boden drückte, ihr mit der anderen Hand den Mund zuhielt und ihr deutlich machte, nun ihm allein ausgeliefert zu sein. Schnell hatte er ihren Unterleib entkleidet und legte sich auf sie. Tränen rannen ihre Wangen entlang und durch die Finger von Zacs Hand, die noch immer mit Nachdruck auf ihrem Mund ruhte. Ihre Beine strampelten, versuchten sich gegen das Gewicht von Zacs Körper zu wehren. Doch mehr als feuchte Erde

aufzuwühlen vermochten sie nicht auszurichten. Zac wandte sich über seine Schulter zu uns, die wir dastanden und nach und nach erst begriffen, was genau gerade vor sich ging. Ein letztes Mal forderte er uns auf, waren wir doch eh schon längst Teil dessen was da passierte. Wenn das Team gerufen würde, so habe das Team beizustehen.

Ein letzter Blick in Richtung des jeweils anderen, dann begannen die anderen sich die Gürtel zu öffnen und auf die sich windende und flehende Jessica zuzugehen. Selbst James und Taylor, wenn auch erst zögerlich und unter nervösem Herumfingern an der eigenen Hose. Schließlich war ich der Einzige, der sich nicht gerührt hatte. Zurückgeblieben, erstarrt im Versuch, in die Realität zurückzufinden.

Meine Gedanken rasten. Mir wurde schwindelig während ich versuchte die Szenerie die sich vor meinen Augen abspielte zu begreifen, sie zu verarbeiten und irgendwie in mein bis dahin bestehendes Weltbild einzusortieren. Doch es gelang mir nicht. Warum schrie sie nicht? Warum war sie verstummt? „Gott! Oh Gott im Himmel, hilf dir selbst und schrei so laut du kannst“, rief ich stumm in mein Inneres. Mir war klar, dass ich eingreifen, sie davon abhalten musste. Ich befahl mir, mich zu befreien aus meiner Starre. Die Eindrücke schienen nicht von dieser Welt zu sein, ließen mich am Hier und Jetzt zweifeln, mich auf wirre Einbildung, wilde Alpträume und einen Kurzschluss meiner Wahrnehmung hoffen. Doch nichts dergleichen traf zu. Die Gesichter meiner Freunde waren zu Grimassen verzerrt, wie wilde Tiere wirkten sie, mir nun völlig unbekannte Dämonen. Ich merkte wie mein Körper bebte, spürte, wie sich mir der Magen umdrehte und musste mich – ob vor Ekel oder Entsetzen – übergeben. Ich musste mir eingestehen, selbst nie in der Lage dazu sein zu können auf diese Weise Gewalt gegen jemanden zu richten ... und ebenso, dass ich selbst niemals den Mut haben würde, mich gegen die Anderen aufzulehnen.

Ich lauschte gebeugt über meinen Mageninhalt dem widerlichen Treiben derjenigen, die ich einst ohne Zögern meine mir so vertrauten Freunde hatte nennen können, ehe es mir erneut hochkam. Ich zwang mich an etwas anderes zu denken, an meinen Heimweg, der mich über den Pfad durch das Dickicht hindurch zu meinem Rad, den Feldweg bis zur Hauptstraße und bis hinein in den

elterlichen Vorgarten, zurück in mein Kinder- und Jugendzimmer führen würde. Verzweifelt versuchte ich mich an diesem Gedanken festzuhalten, jedoch ohne Erfolg. Ich, ich der in Sicherheit war, ich, dem kein Leid zugefügt wurde, ich, genau ich fühlte mich so hilflos, so schutzlos dem ausgesetzt, was dort vor sich ging, was seinen schrecklichen und wie mir schien unabwendbaren Verlauf nahm.

Einschreiten tat ich nicht. Hilfe holte ich nicht. Kein Wort kam mir über die Lippen. Ein letztes Mal bevor ich mich feige der Situation entziehen wollte, wandte ich voll Scham meinen Blick hinüber zu dem Schrecken direkt neben mir. Er traf auf den von Jessica. Ihre Augen waren weit aufgerissen und glasig. Sie war nicht mehr anwesend, nur noch eine leere Hülse aus Fleisch. Ihr Geist hatte ihren Körper verlassen, hatte sich geflüchtet an einen weit entfernten Ort, ohne Schmerz, ohne Angst, ohne Demütigung. Was ihre Seele, ihre Persönlichkeit nicht ertragen, nicht überleben würde, das erduldet ihr Körper. Mit dieser Erkenntnis überkam mich ein unerwarteter Adrenalinschub. Ich rannte den Pfad entlang, an meinem Fahrrad vorbei und über den Feldweg. Ich rannte durch die kleinen Straßen der friedlichen Stadt, rannte weiter und immer weiter. Rannte vorbei an meinem Elternhaus, vorbei an weißen Zäunen, gepflegten Kleinstadtvorgärten, blankpolierten Chevys. Vorbei an der kleinen Kapelle, vorbei an der Eisdiele. Ich passierte die Stadtgrenze, hielt nicht inne, rannte weiter. Irgendwann begannen meine Seiten zu stechen, ich war schweiß nass und schwer am Atmen, doch noch immer rannte ich. Kurz hinter dem Beginn einer kleinen Baumgruppe stolperte ich über eine aus dem Boden ragende Wurzel, schlug der Länge nach hin und landete unsanft auf meinem Gesicht. Tränen stiegen mir in die Augen, jedoch nicht vor Schmerz, sondern aus Zorn und Verzweiflung. Dort blieb ich liegen, wie lange vermag ich nicht mehr zu sagen.

Es sollte der letzte Tag gewesen sein an dem ich Freunde hatte, der letzte Tag an welchem ich ohne Alpträume schlafen konnte, der letzte Tag an dem es Jessica gab. Keiner der anderen wechselte nach der Sache noch ein Wort miteinander. Keiner suchte den Blick des anderen. Bis heute weiß ich nicht was passierte, nachdem ich mich davongestohlen hatte. Jessica hatte wohl nicht mit der Polizei gesprochen, es wurde nie zur Anzeige gebracht, nie offiziell verfolgt. Das Geschehen blieb unter

dem Radar. Auch ich wandte mich nicht an die Behörden. Wer hätte mir die Story schon geglaubt? In unserer kleinen Vorzeigestadt war so etwas undenkbar, schon gar nicht, dass der High School Star es gewesen sein soll, der dabei federführend war. Ohnehin würden die Anderen mauern und Jessica selbst schien kein Interesse daran zu haben, die Sache publik zu machen. So verging der Rest des Frühjahrs, ging über in einen heißen Sommer, welcher wiederrum einem milden Herbst und einem kalten Winter wich. Meine ehemaligen Freunde waren längst weggezogen, hatten an irgendwelchen Elitecolleges ein Studium aufgenommen und ihre Heimatstadt ebenso wie ihre Vergangenheit und Gräueltat hinter sich gelassen.

Eine Zeit lang war auch Taylor geblieben, doch hatten seine Eltern bald darauf das Geschäft aufgeben müssen, weshalb auch ihn nichts mehr gehalten und er sich irgendwo an die Ostküste abgesetzt hatte, weit weg von allem hier. So war es schließlich nur noch ich, war ich der Einzige, der blieb. Warum genau kann ich selbst nicht beantworten. Vermutlich, so ging mir später auf, um auf irgendeine Weise nahe bei Jessica zu sein. Als ob ich dadurch mein Versagen ausgleichen und meine Feigheit wettmachen könnte. Zumindest ließ mein Gewissen sich etwas beruhigen, wenn dies auch zugegebener Maßen maßgeblich der über die Jahre eintretenden Taubheit durch raue Mengen an Whisky am Abend und an Zigaretten gegen das nervöse Zittern, in Momenten der Rast, zuzuschreiben ist. So machte ich mich selbst zum Opfer, wies die Schuld mehr und mehr von mir und lud sie den anderen und der Gesellschaft, in welche sie im Gegensatz zu mir ungestört hatten zurückkehren können, auf. Nun bin ich ein Wrack, ausgespuckt von einer Welt die so grausam und so unerbittlich sein kann.

Nun zu Jessica: wahrlich, sie ist der eigentliche Grund, warum ich mich nun an dich wende. Denn an jenem Tag wurde noch das Schicksal einer anderen Person, vollkommen unbemerkt auf schwierige und nicht immer helle Pfade geleitet. Nach dem Vorfall blieb Jessica einige Wochen ungesehen. Sie hatte sich wohl in ihrem Elternhaus zurückgezogen und den Job in der Eisdielen aufgegeben. Der Sommer war bereits weit vorangeschritten, als ich sie das erste Mal seit damals sah. Sie saß allein auf einer Bank, nicht unweit der Tankstelle an der ich aushilfsweise einen Job als Junge-für-Alles angenommen hatte. Unsere Blicke begegneten sich für einen kurzen Moment,

wie damals am Bach, doch es zeigte sich keinerlei Regung bei ihr. Nichts. Sie blickte mich nur an ehe sie sich ab- und ihren Händen zuwandte, die sie in ihrem Schoß gefaltet hatte. Ich folgte ihrem Blick und bemerkte dabei die sanfte Wölbung die sich unter ihrem leichten Sommerkleid abzeichnete. Jessica war an jenem Tag schwanger geworden. Ein Kind reifte in ihr.

Unbehagen ergriff mich. Dieses Kind, noch nicht einmal geboren, würde Zeit seines Lebens gebrandmarkt sein mit jener Schandtats, die über seine Mutter hereingebrochen war. Und auf einmal erschien es mir so logisch, war es so klar zu sehen, was meine Buße würde sein müssen. Dieses Kind war meine Rettung, es verlieh meinem Sein wieder einen Sinn, auch wenn ich selbst dem Kind niemals nah sein würde. Ich wahrte Distanz, um meine Schlechtheit nicht auf das Kind abfärben zu lassen. Ich nahm einen Gelegenheitsjob nach dem andern an, um Geld beiseite legen zu können. Jeden Monat steckte ich heimlich einen Umschlag mit ein paar hundert Dollar in den Briefkasten, in der Hoffnung, so würde es Jessica und dem Kind vielleicht etwas besser ergehen. Nachts wurde ich zu ihrem Schutzengel. Ich schlief nicht, verbarg mich im Dunkeln und wachte über die beiden. Und als eines Tages Jessicas Eltern mit dem Kind allein nach Hause kehrten, blieb ich weiterhin. Richtete mich selbst zu Grunde, isolierte mich vollkommen und schenkte meine gesamte Energie einzig und allein dem Kind.

Dieses Kind, oh meine liebe Ilena, dieses Kind warst du. Es mag ein Schock für dich sein, gewiss. Vielleicht hast du es auch irgendwie schon geahnt, dass hinter deiner Kindheit mehr steht als eine Mutter die dich aufgegeben und dich deinen so liebevollen Großeltern überantwortet hat. Eines kannst du mir glauben: deine Mutter hat dich nicht aufgegeben, sie hat sich nicht stumm und heimlich davon gemacht und treibt sich auch nicht irgendwo herum. Deine Mutter hat dich geliebt, mit jeder Faser ihres Seins, hat dich niemals als das Resultat des Leidens, dass sie zu erdulden hatte betrachtet, sondern als wundervolles und besonderes Geschenk, welches du bist. Nie hätte ich mir erträumen können zu was für einer selbstbewussten, starken und gutherzigen jungen Frau du geworden bist. Deine Mutter wäre stolz auf dich. Ich jedenfalls bin es, auch wenn ich mir bewusst bin, dass meine Meinung kaum ins Gewicht fällt. Deine Mutter hat für dich nur das Beste gewollt und gehofft. Sie hat dich ihren Eltern übergeben, damit sich diese um dich sorgen, dir ein

unbeschwertes Leben und eine glückliche Kindheit ermöglichen können. Sie selbst sah für sich keine Rettung mehr, wollte nicht, dass du unter ihrer Last leidest und sah dies als letzten Ausweg. Ihre letzten Worte hatte sie für mich aufgeschrieben. Ich fand den Brief am nächsten Tag auf meiner Veranda. Sie hatte die ganze Zeit gewusst, dass ich es bin der über euch wacht. Und nun, da sie wusste, dass sie nicht mehr sein würde, bat sie mich, nie von deiner Seite zu weichen, ja beschwor mich gerade zu, alles in meiner Macht Stehende zu tun, damit es dir niemals schlecht ergehen würde. Und das tat ich Zeit deines Lebens.

Deine Mutter ist nicht, wie es deine Großeltern vielleicht aus Scham, vielleicht auch aus Stolz oder gar Verzweiflung behaupten, davongelaufen. Sie hat sich eines Morgens von der Großen Talsperre gestürzt und ihrem seelischen Leiden ein Ende bereitet – sie hatte die Kontrolle, sie sprang aus freien Stücken, als Herrin über ihr Leben und ihr Schicksal. Dieser kurze Moment war für sie die Befreiung aus dem Gefängnis, in welches sie meine Freunde an jenem Tag gezwängt haben. Ein Grab gibt es nicht, eine Leiche wurde auch nie gefunden. So war es deinen Großeltern letztlich ganz recht, denn so konnten sie ihre Fassade aufrechterhalten. Auch wenn das für dich nach Verrat klingen mag, so bitte ich dich Nachsicht mit ihnen walten zu lassen. Deine Großeltern sind gute Menschen. Und als Menschen machen auch sie Fehler, haben Schwächen und versuchen mit ihrer Trauer auf ihre ganz eigene Weise umzugehen. Verteufle sie daher nicht, schließe sie lieber in den Arm und sprich dich mit ihnen aus. Vielleicht wird es Zeit, dass auch sie ihre Tochter endlich gehen lassen können.

Ich jedenfalls kehre jedes Jahr zu ihrem Todestag an den Ort zurück an dem das Unheil seinen Lauf genommen hat und lege einen kleinen Kranz in den Bachlauf. Es beruhigt mich zu wissen, dass so wie deine Mutter, auch der Kranz den Weg bis zum Stausee geht, dort bei guter Strömung herabsingt und die Talsperre passiert und schließlich ebenso wie deine Mutter dort ihre Freiheit findet.

Das also war mein Bekenntnis, meine Offenbarung an dich. Mehr gibt es nicht zu erzählen. Ich wünsche dir auf deinem Lebensweg nur das aller Beste, dass du von guten Mächten wohl behütet

die schönen Seiten dieser Welt erleben und niemals in einen Abgrund blicken wirst. Für mich ist es nun zu spät, doch ich denke, ich kann nun diese Welt mit weniger Ballast verlassen, in der Gewissheit, dass du in der Lage bist, deinen eigenen Weg zu beschreiten und dich allen Widrigkeiten selbst und erfolgreich zu stellen. Ich hoffe, dass du irgendwann, nach einem langen und glücklichen Leben, viele Seiten mit deiner Geschichte wirst füllen können, darauf, dass deine Kinder sie lesen und niemals vergessen werden woher sie kommen.

In Liebe,

Alfred«

Alfred legte den Stift beiseite. Es mussten mehrere Stunden vergangen sein, in denen er ohne Unterlass seine Geister die ihn so lange beherrscht hatten zu Papier gebracht hatte. Er verspürte so etwas wie Erleichterung. Zum ersten Mal seit all den Jahren fühlte er sich beinahe frei. Er erhob sich vom Tisch, streckte seine Glieder und massierte seine verspannte Schreibhand, ehe er das Briefpapier feinsäuberlich faltete und in ein beiliegendes Couvert verstaute. Vorsichtig befeuchtete er die Klebelasche mit seiner Zunge ehe er das Couvert sorgfältig verschloss.

Vor dem Briefkasten an dem kleinen Haus nahe am Stadtrand hielt er einen Moment inne. Die Sonne war gerade im Begriff aufzugehen und die Vögel lieferten sich bereits seit einiger Zeit einen musikalischen Kampf um die lauteste Melodie den anbrechenden Tag zu begrüßen. Alfred genoss die noch etwas kühle Morgenluft, atmete mehrmals tief ein. Unvermittelt überkam ihn ein heftiger Hustenanfall. Sein Körper krümmte sich, sein Gesicht verzerrt vor Schmerz. Der Husten zwang ihn in die Knie, es gelang ihm kaum noch zwischen dem Herauspressen der Luft einen einzelnen Atemzug zu tun. Speichel vermischt mit Blut lief ihm aus den Mundwinkeln. Seine Augen trântten und waren durchzogen von roten Äderchen.

Schließlich machte sich ein neuer, ein unbekannter Schmerz in seiner Brust direkt hinter dem Brustbein breit. Langsam zog sich der Schmerz über seine Schulter bis in seinen linken Arm. Aus Alfreds Gesicht war jede Farbe gewichen. Einen schier unendlichen langen Moment verharrte er in ebenjener Pose, in welche ihn der Anfall gezwungen hatte. Ein letzter röchelnder Husten verließ seinen Körper, dann kippte er vorn über. Sein letzter Eindruck dieser Welt, bevor er langsam in die Schwärze der ewigen Nacht glitt, war das kleine rote Fähnchen an dem blauen Briefkasten, den er einst mit Jessica gestrichen hatte.

